Zeitschrift: Berner Rundschau: Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

**Band:** 1 (1906-1907)

Heft: 6

Rubrik: Umschau

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

## Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 25.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

## Mmlchan — I

Die "Schweiz" und wir. Da und dort, in der Öffentlichkeit wie im privaten Gespräch, ist in letzter Zeit die Befürchtung aufgetaucht, die "Berner Rundschau" werde der illustrierten Zeitschrift "Die Schweiz", die mit so viel Kosten und Mühe heraufsgebracht und am Leben erhalten worden sei, starke Konkurrenz machen. Unserer Ansicht nach ist diese Befürchtung undesgründet. Der erste Blick auf die beiden Zeitschriften zeigt ja ohne weiters die große Berschiedenheit, die zwischen ihnen besteht.

In der "Berner Rundschau" wenden wir uns ausschließlich an die Intellektuellen, wir suchen darin dem Empfindungs= leben des modernen gebildeten Menschen nahe zu kommen und pflegen deshalb neben der Stizze und kleinen Novelle in erster Linie ben literarischen und fünst= lerischen Essan. Dabei wollen wir in ästhetischer Hinsicht erzieherisch tätig sein. und ohne alle Nebengedanken vertiefend und belebend auf unser geistiges Leben einwirken. Aus diesem Grunde dehnen wir unsere kritische Tätigkeit nicht nur auf bildende Kunst und Literatur, sondern auf alle hier in Frage kommenden Gebiet unserer Kultur aus. Wir wollen zudem versuchen, dem Indifferentismus, der bei uns in solchen Dingen zumeist noch herrscht. zu Leibe zu gehen, die brachliegenden Kräfte zu nugbringender Tätigkeit anzuspornen, und die Bahn freizumachen und freizuhalten für das junge, schwellende Leben.

Damit soll nun in keiner Weise gesagt werden, daß die "Schweiz" in dieser Beziehung sich nicht schon lange vor uns ganz bedeutende Berdienste erworben habe; aber ihr Hauptwert besteht doch neben dem textlichen Teil in erster Linie in ihrem Bildschmuck. Daneben dient sie mehr der Unterhaltung und der Familie, wäh-

rend wir uns auf rein fünstlerischem Gebiete bewegen. Wir verzichteten von vorneherein auf alle Textillustrationen und Bilderbeilagen, erstens um den Preis der Zeitschrift so niedrig halten zu können, daß sie auch einem Minderbemittelten zu gänglich wird, und dann gerade, um der "Schweiz" hierin keine Konkurrenz zu machen, um nicht etwas zu kopieren, was schon in vorzüglicher Weise vorhanden ist. Das zeigt alles zur Genüge, daß es sich bei der "Berner Rundschau" um fein Konkurrenzunternehmen, sondern vielmehr um ein Ergänzungsorgan der "Schweiz" handelt, und es ist gewiß richtig, wenn ein Kritifer in einer der bedeutenosten Zei= tungen der Schweiz folgendes sagt:

"Langsam, aber unaushaltsam schreitet bei uns das geistige Leben fort. Wenn in Deutschland die kraftmeierische Moderne längst zu einer nervösen Dekadenz geworden ist, so sangen wir eben erst an, aus dem gemütlichen Schlaf des Philisteriums aufzuwachen und uns die Augen auszureiben. Wir kommen spät, aber wir kommen, und einer Generalmusterung der versügbaren Streitkräfte ruft jetzt die seit zwei Monaten in Bern erscheinende "Berner Rundschau"...

Kenner der Verhältnisse sehen allen neuen Publikationen dieser Art in der Schweiz mit steptischem Lächeln entgegen, aber die "Berner Rundschau" braucht sich nicht zu fürchten: fie macht feinem andern Unternehmen Konfurrenz, weil bei uns noch kein Organ ohne die tausend Rücksichten des Familienblattes bestanden hat, so daß sie neben der mehr den bildenden Zeitschrift "Die Rünsten gewidmeten Schweiz" einen ersten Vorstoß zu einer fünstlerischen Reinkultur bedeutet und von dem kommenden Geschlechte gewiß um so freudiger begrüßt werden wird, je energischer sie diese hohen Ziele verfolgt."

Soweit der betreffende Kritiker. übrigens zeigt der für eine neue schweizerische Kunstzeitschrift ganz außerordentliche Er= folg der "Berner Rundschau" zur Genüge, daß wir damit einem vorhandenen Bedürf= nis entgegenkamen. Wir besitzen heute, nach den ersten Seften, bereits weit mehr Abonnenten, als wir überhaupt jemals au erreichen hofften, und awar sind hiebei alle Gebiete der deutschen Schweiz fast gleichmäßig vertreten und zu einem kleinen Teil auch das Ausland. Ganz wenig Ausnahmen abgerechnet, die sich darüber ausschwiegen, hat auch die Presse das neue Unternehmen sehr warm begrüßt und geradezu dessen Notwendigkeit betont. Bereits hat auch eine ganze Anzahl der größten deutschen Zeitungen verschiedene unserer Artikel mit entsprechen= dem Sinweis jum Abdrud gebracht.

Selbstverständlich betonen wir dies alles nicht, um uns damit zu brüsten, so sehr uns auch dieser unerwartete Erfolg im Interesse der guten Sache, der wir dienen, freut; sondern eben um zu beweisen, daß ein Bedürfnis nach einer solchen Zeit= schrift vorhanden war. Daß durch solche Neugründungen bereits bestehende ähn= liche Unternehmungen eine kleine Einbuße erleiden, soll ja in keiner Weise abgestritten werden, aber so wie die Verhältnisse hier liegen, kann diese Einbuße auf keinen Fall bedeutend sein. Zudem bezwecken ja wohl die Leute, die an der Spige der "Schweiz" stehen, so wenig ein reines Geldgeschäft aus ihrem Unternehmen zu machen, als wir dies bei der Gründung beabsichtigten. Ich denke, unser Standpunkt ist denn doch etwas höher, und wenn sich nun auch der geschäftliche Erfolg einstellt, so soll uns das in erster Linie ein Ansporn sein, immer Reicheres und Befferes zu bieten.

Daß wir also ruhig nebeneinander bestehen können, liegt nach dem Gesagten auf der Hand. Ich glaube, diese Tatsache muß jeden, dem die Entwicklung unserer nationalen Kultur am Herzen liegt, aufsrichtig freuen, denn sie beweist doch, daß die Interessen hiefür weit stärker vorshanden sind, als man im allgemeinen ans

zunehmen pflegt. Nicht gegen die "Schweiz", sondern Hand in Hand mit ihr gedenken wir, wenn es ihr recht ist, also auch in Jukunft zu gehen, um so mehr, als wir ja im Grund genommen — bei aller Verschiedenheit der hiezu führenden Wege — für die gleichen Ziele und Ideale kämpfen.

F. O. Sch.

Bürcher Stadttheater. Die Filial= bühne des Stadttheaters, das Pfauen= theater, bescherte uns vor kurzem eine Novität von Heijermans jun. "Aller= seelen". "Spiel" nennt der Autor sein Stück. Und alles war ein Spiel. Man schreit förmlich nach echten, einfachen, aus der psychischen Wahrheit gebornen Lauten, wenn man ein paar Stunden lang die drei Hauptpersonen (besser Haupt=Auto= maten) ihre Tendenzredereien hat verüben hören. Das Trio ließe sich bezeich= nen als Prophete links, Prophete rechts, das Weltkind in der Mitte. Das Welt= find ist weiblichen Geschlechts: arme, harte Jugend, zwei gestrandete Geschwister, da= bei seelenvergnügt, unermeglich dankbar für das Leben und von einer geistigen Aufgeknöpftheit, der Nieksche nicht ferne stehen kann, und die um so wunderbarer wirkt, als wir über ihre Quellen und Möglichkeiten rein nichts erfahren. Dazu eine kirchensegenlose Liebesheirat, der Mann auf dem Meer, die gesegnete Frau (Rita heißt sie schlechthin) vor der schweren Stunde; just beim katholischen Pfarrhaus zusammenbrechend. Geburt ihres Erst= lings im Haus des einen Gottesmannes, des gutherzigen; Setzereien gegen die Frau und das Pfarrhaus von seiten der Sittlichen, die mit ihren bekannten Spür= nasen die Linkshändigkeit der Ritaschen Che ausgewittert haben, und von seiten der Protestanten im Nest, die sich schon prinzipiell über alles freuen, was dem Ansehen der katholischen Kirche und ihrer Diener schaden könnte. Eingreifen des zweiten Gottesmannes, eines benachbar= ten Amtsbruders, des hartherzigen; schar= fes Zusammenprallen der Religion der Liebe mit dem Autoritätsdogma des Kirchen= fanatikers; schließlich Mobilisierung des Bischofs und Suspension des guten Hirten. Das Weltkind inzwischen bis zur Verzweiflung unglücklich über den Tod ihres auswärts in Pflege gegebenen Erstgebozenen (eines Mädchens), plözliches Erzscheinen ihres Seemanns, Tröstung der Tiefgebeugten, hoffender Blick in die Zuzkunft mit Vermahnung an den guten Pfarrer, auch auf dem Weg der Weltkindsschaft zu wandeln.

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen: nämlich das Thema als Dramen= stoff. Aber das Wie entscheidet nun ein= mal über den Wert des Was, nicht um= gekehrt. Und dieses Wie ist von einer aufdringlichen Mache sondergleichen. Die Psychologie wird schmählich an die Rhetorik verraten. Diese Rhetorik für die Rirche, für die Nächstenliebe, für Weltbejahung und Erdenfreude — verschafft freilich dem Stück den starken Unklang beim großen Publikum, das dem Pathos schwer widersteht und dem es stets schmeicheln wird, in der großen Frage (man könnte auch Phrase sagen) von der menschlichen Freiheit sein Botum für den Träger eines freien Tuns und Denkens gegenüber tyrannischer Engherzigkeit und feiger Rücksichtnahme abgeben zu können. (Für die Praxis außerhalb des Theaters bietet das Beifallstosen dieser Freiheits= apostel bekanntlich nicht die kleinste Garantie.) Die dramatische Pyrotechnik hat für Heijermans jun. kein Geheimnis; die Szenenführung innerhalb der Afte ist grobschlächtig und salopp; aber die Finale sind unwiderstehlich aufs Ginschlagen ge= arbeitet.

Und doch war man diesem künstlerisch durchaus ansechtbaren Erzeugnis deshalb nicht allzu gram, weil es einer unserer beliebtesten Schauspielerinnen, der ansmutigen Hilda Herterich Gelegenheit bot zur Entfaltung ihres ganzen Talents. Sie lieh der Rita, der schwärmenden und der verzweifelnden, der mutigen und der verzagten, der flammend anklagenden und der weiblich anschmiegsamen in Rede und Gestus Akzente von einer überzeugenden Wahrheit. Analytisch läßt sich dieser Figur

beikommen; eine lebenskräftige Synthese aus den disparaten Seelenteilen zu schaffen, ist undenkbar. Es reicht immer nur für Momentausnahmen. Ein paar Episodenssiguren von drastischer Zeichnung erhellen angenehm das Stück, dessen Titel so äußerslich ist wie das ganze Spiel. Am Allerseelentag ist Ritas Kind gestorben — wenn ich nicht irre.

Bald nach dieser Premiere bezog eine oberbanrische Bauern = Theater = truppe (unter Direktor Dengg, einem von der Ur = Schlierseertruppe Konrad Drehers) das Pfauentheater für volle vier= zehn Tage; einige ihrer Vorstellungen fanden auch im Stadttheater statt. Daß irgend ein Bedürfnis nach diesem langen Gastspiel gerade am Anfang der Saison. wo noch Schauspieler und Theaterbesucher frisch und unverbraucht sind, vorhanden war, ließe sich mit dem besten Willen nicht behaupten. Der Besuch war denn auch ein recht mittelmäßiger, was um der tüchtigen Leistungen willen, die diese eingedrillten Bauern = Schauspieler boten, eigentlich schade war. Als beson= ders löblich sei hervorgehoben, daß Anzen= gruber mehrmals zum Wort gelangt ist. Schuhplatteln und Zitherspielen Das mußten als lokalkoloristische Zutaten in jeder Vorstellung herhalten, und sie fanden stets andächtige Hörer und belustigte Zu-Das Berg= und Hirtenvolk der schauer. einfachen Schweizer liebt dergleichen.

Der Gedanke, in diesem Winter Senrik Ibsen möglichst ausgiebig und vielseitig zu ehren, gleichsam als edelste Totenfeier, gehörte zu den glücklichen Eingebungen unserer Theaterleitung. Man begann im eigentlichen Sinne ab ovo, indem man für die erste Vorstellung in dem geplanten Ibsen-Inklus, der über die ganze Saison sich hinziehen soll, die zwei Erstlingsdramen des Norwegers wählte: "Catilina" und "Das Hünengrab". Beiden hat das Ram= penlicht in deutschen Landen noch nie ge= leuchtet. Es war also eine Uraufführung im vollsten Wortverstande. Indem man die Vorstellung auf einen Freitag ver= legte, benjenigen Wochentag, welchem seit

mehreren Spielzeiten schon die meisten Abonnenten lächeln, wurde manch einer ins Stadttheater geführt, für den sonst Schauspielpremieren (namentlich solche ernsterer literarischer Faktur) nicht die mins deste Anziehungskraft haben, und dadurch einer erkältenden Leere des Hauses gesicht vorgebeugt.

Im 21. Lebensjahre hat Ibsen das dreiaktige Drama "Catilina" geschrieben, im Winter 1848/49, als die ganze Welt von Revolution voll war. Auch im Kopf des in den Apothekerberufs hinein gesteckten Ibsen, der durch den geschäftlichen Busammenbruch seines lebenslustigen Baters den sozialen Uebergang vom Patriziat seiner Vaterstadt Stien zur Plebs bitter genug erfahren hatte und nun in Grim= stad Villen drehte, sah es reichlich revolu= tionär aus. Als ihm nun die Präparation auf das akademische Examen, das ihm den Zutritt zur Universität und zum Medizinstudium eröffnen sollte, die Reden Ciceros gegen Catilina und des Sallust geistvollen historischen Bericht über die Verschwörung des Catilina zuführte, da lag es nahe genug, daß sich sein Geist an dieser revolutionären Kigur entzündete. In nächtlichen, dem Beruf und dem Studium mühsam abgestohlenen Stunden entstand im Laufe weniger Monate Ibsens erstes Drama. Im Gelbstverlag mit geborgtem Geld ließ er es druden. Nur herzlich wenige Exemplare wurden verkauft, und zur Aufführung nahm das Drama kein Theater in Norwegen an. Von dieser Originalfassung, die 1850 erschien, besitzen wir keine Uebersetung, wohl aber von der, die ein Vierteljahrhundert später der inzwischen zu Ansehen gelangte Dichter als zweite Auflage in die Welt gehen ließ. Er überging das Original nach der formalen Seite hin, den Ausdruck glättend und beruhigend; die dramatische Struktur blieb unberührt. In dieser Gestalt ent= hält die prächtige deutsche Gesamtaus= gabe der Werke Ibsens (bei S. Fischer in Berlin) in ihrem ersten Bande ben "Catilina".

Dem scharfen Verstand Ibsens blieben

selbstverständlich die Schwächen seines Erstlings keineswegs verborgen. Ihn aber einfach zu verleugnen, d. h. ihn im Dunkel der Vergessenheit zu lassen, dazu schien ihm doch auch kein Grund vorhanden zu sein; denn in der Art, wie der Stoff selbst= herrlich angefaßt, wie das Historische zu= gunsten des Ideenhaften zurückgeschoben, wie der tragische Dualismus in dem Selden symbolisch gestaltet ist - in ihr sah der reife Dichter deutlich genug die Fäden, die vom Schaffen des Jünglings zu dem des Mannes sich hinüber spinnen. Und darin liegt auch für uns die Bedeutung dieses Erstlingsdramas. Kinderleicht, ihm seine Fehler und Mängel nachzurechnen die fehlende Untergrundsschilderung, das souveräne Beiseitelassen der Gegenpartei, des Ziels der Verschwörung und zugleich der Gegenaktion, vor allem die Zuspikung eines auf Farbe und Fülle angelegten Stoffes zu einem rein psychologischen Broblem, das aus dem konkreten historischen Leben völlig in die Sphäre des Ideellen emporgenommen wird. Ob dieser Catilina schließlich ein glüdlicher ober unglüdlicher Berschwörer ist, das interessiert den jungen Ibsen sozusagen gar nicht; wohl aber, wie in der Seele dieses Mannes die lichten und die dunkeln Mächte mitein= ander im Kampf liegen. Man denkt an den Kampf der Engel und der Teufel um eine menschliche Seele, wie ihn die alten Maler — vielleicht am eindringlichsten der Freskant des Camposanto in Pisa darstellen, wenn wir die beiden Frauen, die legitime Gattin Catilinas Aurelia und die von Catilina leidenschaftlich begehrte, aber zugleich auch tödlich von ihm gefränkte und barum zum Rachedamon gewordene Furia um den Verschwörer kämpfen sehen. Und es ist von einer düstern Poesie, wie Furia, die Catilina hassen muß, obwohl sie ihn eigentlich lieben möchte, den Mann ins Verderben reißt, indem sie an seine dunkeln, aber fräftigen Instinkte appelliert und ihn so in die Irre und ins Berderben treibt. Aber die alles verstehende und alles ver= zeihende Liebe Aurelias ist schließlich doch die stärkere Macht: hat sie Catilina auch nicht von seinem verhängnisvollen Schritt zurückhalten können, so weiß sie doch in die Seele des Sterbenden noch den letzten, seligen Frieden zu gießen und so sein Leben voll Irrungen und Wirrungen am Schlusse noch sanft zu verklären.

Dieses energische Betonen des Symsbolischen einerseits, des rein Individuellen (oder Individualistischen) anderseits gibt dem Drama "Catilina" die persönliche Note. In dem Iugendwerk sehen wir die Züge des Mannes deutlich durchschimmern, und man bewundert die erstaunliche Konssequenz in der Entwicklung des Dichters.

Die Aufführung, trefflich insgeniert und rasch und glatt sich abwidelnd, wußte am Schluß einen recht ansehnlichen Beifall zu entfesseln. Einen bedeutend stärkern als der anschließende Einakter "Das Sünengrab", der 1850 enstanden ift, inmitten von Eramensbedrängnissen, de= nen sich übrigens Ibsen nicht gewachsen zeigte, so daß mit diesem Jahre in Christiania seine freie Schriftstellerlaufbahn beginnt. Für seine Zukunft ist dieses in Versen geschriebene kleine Werk dadurch folgenreich geworden, daß mit ihm Ibsen zuerst sich die Bühne erobert, und dak es die Blicke auf ihn als dra= matischen Autor gelenkt hat. Seine Berufung nach Bergen als Theaterinstruktor hängt mit diesem Stück zusammen, das dreimal in Christiania aufgeführt worden ist. Der rein literarische Wert des "Hünen= grabes" darf nicht hoch eingeschätzt werden. Ibsen wandelt auf Ohlenschlägers Pfaden, greift in die nordische Seldenzeit gurud und kontrastiert nordisch=heidnisches Wesen mit südlich=christlichem. Als Synthese beider, der Schwärmerei für das Heldisch= Wikingertums und Wilde des selbstlosen Ausübung der Religion der Liebe, erscheint ein junges Mädchen, das bestimmt ist, aus dem warmen Süden in den herben Norden die milden Sitten des neuen Glaubens zu tragen an der Sand ihres fünftigen Gatten, eines goldlodigen nordischen Seekonigs. Das kleine Werk ist recht geschickt aufge=

baut. Eine lyrisch weiche Stimmung weht uns entgegen, in die dann einige trotige Paukenschläge hineindröhnen; aber am Schluß glättet sich alles. Es hat auch seinen Reiz, Ibsen so romantisch oder vielleicht noch besser: so akademisch korrekt zu sehen; aber der Verfasser des "Catilina" ist der echtere und wertvollere Ibsen.

Direktor Reuder hatte auch "Das Hünengrab" stimmungsvoll und sorgfältig inszeniert und einstudiert. H. T.

Berner Stadttheater. Schaufpiel. Wie das Haupt der Hyder ewig fällt und sich erneut, scheint Stück um Stück, das im alten Stadttheater das Licht der Scheinwelt erblickte, im neuen frohe Wiederge= Man wird sich gern in burt zu feiern. diese Praxis finden, wenn es sich wie diesmal bei "Mutter Erde" von Max Salbe - um Werke anerkannter Güte handelt. Gleichwohl lugt man sehnsuchts= voll nach dem Neuen aus, das da kommen soll. Auf große Taten blickt unser Schau= spiel noch immer nicht zurück. Die letzte Aufführung von "Maria Stuart" konnte schwer brüchig im Zusammenspiel und durch Unzulänglichkeiten der Regie stellen= weise empfindlich geschädigt - nicht son= derlich erwärmen, wenn auch Frl. Ravenau (Maria) und Herr Ottman (Mortimer) ihr Bestes boten. Gnädigere Gestirne standen über "Mutter Erde"; freilich, der Stimmungsgehalt kam nicht zu reinem Ausdruck, und die volksliedhafte Tragik, die das Drama umweht, war da und dort recht handgreiflich und theaterhaft ver= gröbert: doch die Wirkung blieb von diesem gelegentlichen Versagen unberührt. Am stärksten war sie in der Leichenschmaus= fzene, der die Regie (herr Pötter) allem Anschein nach besondere Sorgfalt hatte angedeihen lassen. Der Paul Warkentin des Herrn Pötter und Fräulein Ravenaus Hella waren die besten Leistungen des Abends.

— Oper. "Der Evangelimann" von Kienzl. Zwar überwiegen fast die Mängel dieses Werkes seine Schönheiten: Süßlich sentimentale Szenen auf der Bühne mit heroischem Orchesterklang vereinigt, manche

nichtssagende Phrasen und manche Öde. Zu dem großen Erfolg und der tiefen Wirkung der hiesigen Aufführung vershalf insonderheit die scharfe Hervorshebung der beiden Hauptpartien, die durch ihre Vertreter Herrn Litzelmann und Herrn Balta geistig sehr vertieft und fesselnd charakterisiert wurden. Auch der Orchesterteil fand unter Herrn Großmanns Leitung eine interessante Interpretation.

Nicht ganz auf dieser Höhe stand die Aufführung der Oper: "Die Lustigen Weiber von Windsor" von Nicolai. Indessen waren die Partien des Falstaff (Röseling) und der Frau Fluth (Fräulein Urlus) gut besetzt. Erwähnt sei auch der
neue Bariton, Herr Rittmann, als Herr Fluth, dessen wenig ausgiebige, aber
sehr sympathische Stimme sich für diese
Partie sehr gut eignet.

Einen Prüfstein für unser Stadttheater bilden die jeweiligen Wagner-Aufführungen, denn neben der musikalischen Leistung ist es besonders auch die gedankliche Arbeit, die zu einer dem ideellen Gehalt adäquaten Gestaltung verhelfen muß. Dieser Forderung entsprach nun herr Ligelmann durchaus nicht bei der dies= jährigen Aufführung des "Fliegenden Holländer", indem er den Holländer zu viel als den unglücklichen, durch das Schicksal gebeugten Menschen charakterisierte. der nur noch dem einen Gedanken nach= geht: Durch ein Weib, "das bis in den Tod getreu", erlöst zu werden. sentimentale Auffassung kann ich, so sehr ich Herrn Litzelmann sonst als Künstler hochschäte, durchaus nicht teilen. "Holländer", den die "Ballade" schildert als den fühnen Spötter, als den tollen Stürmer, muß auch nach seiner Berdammung die trokföpfige Verwegenheit ungebeugten Abenteurersinnes beibehalten. Wohl klingt der tiefe, resignierte Ton der Hoffnungslosigkeit hindurch, der Hoff= nungslosigkeit, die doch immer wieder hofft:

"Ach, ohne Hoffnung, wie ich bin, Geb ich mich doch der Hoffnung hin." (Duett mit Daland.) Aber "des Armsten Schreckenslos", "der Schmerz, der tiese Gram" darf ihn doch nicht zu dem tatenlosen Schwächling machen, der der Größe seines Schicksals mit dem Jammer kleiner Seelen gegensübersteht. Das grauenerregend Dämonische des bleichen Mannes, wie die "Ballade"schildert, zeigt die tiesste Prägung seines Wesens.

Die Erhebung auf ein höheres tünstelerisches Niveau verdanken wir vor allem Fräulein Englerth, die in ihrer "Senta" ein äußerst packendes, plastisch klares Bildschuf, und zwar gesanglich wie darstellerisch.

E. H — n.

Zürcher Musitleben. Unser musikalisches Leben stand in den letten zwei Wochen im Zeichen Beethovens. Die erste Kammermusikaufführung vom 16. Oktober, (die der Verfasser sich leider ebenso, wie das Konzert des jungen, vielversprechen= den Pianisten Emil Fren entgehen lassen mußte), brachte die Streichquartette in A-dur op. 18 und F-moll op. 95, sowie 33 selten gehörte Beränderungen über einen Walzer von Diabelli op. 120, gespielt von Robert Freund. — Am 20. d. gab Frederic Lamond einen Beethoven= Abend, in dem er außer den Eroica=Ba= riationen und dem Andante favori vier Sonaten (op. 13, 27, Mr. 2, 57, 111) vor= trug. — Endlich war das zweite Abonnementskonzert eine Beethoven= feier herrlichster Art: Leonoren-Duverture Nr. II, Klavierkonzert in Es-dur (op. 73), Variationen in C-moll (für Klavier) und Symphonie Mr. V (C-moll).

Der Klavierabend von Fr. Lamond hatte sich eines ungemein regen Besuches zu erfreuen: geht doch dem Künstler der Ruf voraus, einer der ersten Beethoven=Spieler der Ietheit, wenn nicht "der" Beethoven=Spieler schlechthin zu sein. Das Publikum blieb denn auch, trotz anfängslicher Kühle, zum Schluß der ausgegebenen Parole treu und spendete lebhaften Beifall; einige begeisterte Jünglinge, ich glaube slavischer Provenienz, wollten mit staunenswerter Beharrlichkeit nach der vierten Sonate noch eine Zugabe erklatschen;

indessen der Künstler blieb standhaft, wie ein rocher de bronce (zum Glück, denn vier Sonaten sind allein schon eine harte Nuß für unsere armen Nervenstränge). Es wäre natürlich lächerlich, an einen Künstler, wie Lamond, mit kleinlicher Krittelei heranzutreten, nur das scheint uns ungerechtfertigt, ihn als den hervor= ragenosten Beethoveninterpreten hinzustellen. Eines ist sicher, Lamond hat von vielem eine sehr eigene Auffassung, ob es aber stets die "maßgebende" ist, darüber ließe sich doch vieles reden. Indessen möge für heute diese Frage auf sich beruhen, denn noch harrt das Abonnementskonzert der Erledigung! Nehmen wir zunächst, da wir gerade beim Klavier sind, die Solistin Frl. Elly Nen, die für den erfrankten Carl Friedberg eingesprungen war, unter die kritische Lupe. Auf die paar Stäubchen, die wir dabei auf der Technik der jungen Dame entdecken, wollen wir kein Gewicht legen, es sind Sonnen= fleden: denn der Grund, von dem sie sich abheben, ist hell und schön. Frl. Nen ist eine warm und fein empfindende Künstlerin. was sie gibt ist echt und wahr. Ihrem Es-dur-Konzert fehlt wohl etwas die olympische Herrlichkeit, die über das un= vergleichliche Werk ausgegossen ist, sie gab mehr eine übersetzung ins Romantische, Weibliche! aber in ihrer Art war sie warm und voll empfunden und erlebt, und das ist es doch schließlich, was in erster Linie die Künstlerin ausmacht. Mit der Leonoren=Ouvertüre Nr. II bot das Orchester unter Volkmar Andreaes Direktion eine prachtvolle Leistung. Wie wunder= voll - obwohl dem Werke noch die Straff= heit. die geniale Geschlossenheit "Dritten" fehlt —, wie dramatisch war die Wirkung! Auch eine Programmusik, aber eine, die in tiefstem Verständnis für die Ziele und Ausdrucksmittel der Musik geschaffen ist. Die C-moll Symphonie schien uns im ersten Sak bis zur Durch= führung etwas matt, im übrigen war die Aufführung vortrefflich. B. Andreae ge= stattet sich wohl einige Freiheiten — so 3. B. im Kinale, wo er bei jedesmaligem

Eintritt des Hauptthemas eine Tempoverzögerung eintreten läßt — sie sind aber stets in den Dienst einer wahrhaft großen Auffassung gestellt und tragen damit ihre Berechtigung, zum mindesten ihre sehr ernst zu nehmende Begründung in sich selbst. W. H.

Basler Mulitleben. Die Kunst Robert Shumanns hat, gleich der von Johannes Brahms, durch die Wirksamkeit von Alfred Volkland in Basel eine sehr rege Pflege genossen, und es ist das große, unbestreit= bare Verdienst dieses im vorigen Jahre verstorbenen Mannes, die Namen beider in unserer Stadt in musikliebenden Kreisen völlig populär gemacht zu haben. Man braucht nur von den "Faustszenen" oder vom "Deutschen Requiem" zu sprechen, um zu sehen, wie hoch die Werke der ge= nannten Meister hier eingeschätzt werden. Am 29. Juli d. J. hätte man von rechts= wegen den Gedächtnistag des vor fünfzig Jahren erfolgten Todes Robert Schu= manns begehen müffen. Das war aber, weil der Tag mitten in die Sommerferien fiel, nicht möglich, und so hat die Allge= meine Musikgesellschaft im ersten Abonne= mentskonzert (21. Oktober) das Andenken des großen Meisters gefeiert, indem sie das Konzert mit seiner C-dur-Symphonie eröffnete. Wir hätten es, offen gestanden, gerne gesehen, wenn noch andere seiner Rompositionen an diesem Abend zur Aufführung gekommen wären, etwa eine seiner Ouvertüren und etwas von seinen Liedern. Gelegenheit hiezu wäre reichlich vorhanden gewesen.

Man hat das vielleicht deswegen unterslassen, weil der ganze erste Kammermusitsabend (23. Ottober) seinen Werken gewidmet war. Das Konzert brachte uns an Orchesterswerken die genannte Symphonie, dann die "Unvollendete" (H-moll) von Schubert und Webers Euryanthenouvertüre—alle drei Werke unter Kapellmeister Suter in stilgerechter, mustergiltiger Weise, so daß man sich in jeder Beziehung über die Aufführung nur freuen konnte. In der Weberschen Ouvertüre wäre uns an versschiedenen Stellen eine Verstärkung der

1. und 2. Violinen lieb gewesen! das Blech hatte stellenweise etwas starkes Uebergewicht über den Streichkörper.

Als Solistin hatte man Frau Metgers Froitheim gewonnen, eine vorzügliche Altistin, die den ihr vorausgehenden Rufeiner sehr bedeutenden Künstlerin vollauf rechtsertigte. Sie zeichnet sich durch sehr großen Stimmumfang, durch seine Schule und durch sehr sorgfältig abgewogenen Vortrag aus; mit der Vorführung zweier Arien von Bruch und Saint-Saëns sowie von Liedern von Schubert, Weber, Brahms und Pfihner hatte sie einen sehr großen nachhaltigen Ersolg.

Die am Dienstag abend abgehaltene Kammermusiksoiree brachte uns, wie schon angedeutet, lauter Schumannsche Kompositionen: das herrliche Streich quartett in F-dur, gespielt von den herren Röt= icher. Wittwer, Schaefer Treichler, dann eine Anzahl kleiner Alavierstücke ("Papillons", "Kinderszenen" und "In der Nacht" aus op. 12) von Frau Marcelle Cheridian = Charrenaus Genf; sodann sang herr henden blut der jedoch weniger Tenorist als Baritonist zu sein scheint — eine Anzahl von Liedern. Leider entsprach das Programm durchaus nicht der Bedeutung Schumanns auch für die größeren Formen. Man behandelte gewissermaßen als musikalischen Aleinkrämer und scheint aar nicht gewukt zu haben, daß Schumann auch in den großen Formen ein Meister gewesen ift.

Bon Solistenkonzerten der letzten Zeit machten das der Herren José Berr und Carl Wyrott, sowie das des Pianisten Frédéric Lamond berechtigtes Aufs sehen.

E. Th. M.

Berner Musikleben. I. Abonnements= konzert. Herr Dr. Munzinger verstand es gleich zu Anfang der musikalischen Saison durch seine interessante Zusammen= stellung des Programmes, wie auch durch seine gediegene Interpretation der Or= chesternummern das Interesse des hiesigen Konzertpublikums zu fesseln. Die Sym= phonie in A-moll des liebenswürdigen Leiters und Förderers der Gewandhaus= fonzerte in Leipzig, F. Mendelssohn, vermochte diejenigen, die beim Anhören reiner Musik sich in den Zeitgeist der Komposition hineinzuleben wissen, in ihrem Gefühl für Stil und Eigenart bestimmter Musitgattungen voll zu befriedigen. frühesten romantischen Veriode hörend, besitzt dieses Werk nicht allein historisches Interesse und bezeichnet nicht allein kulturell eine Entwicklungszeit unserer Tonkunst, es bietet vielmehr noch recht viel Positives für den heutigen Hörer, sowohl in formeller, als auch in ideeller Beziehung. Der gedankliche Aufbau ist darin von einer Frische und Wärme der Phantasie unterstützt, wie wir es bei Mendelssohn selten mehr antreffen. Und eben deshalb vermögen diese vier Säte, jeder in seiner Eigenart, diejenigen Gefühle bei uns auszulösen, die in der reinen Anschauung des Schönen für das urteilsfähige Empfinden maggebend find. Das Orchester bewies sich hier, wie auch bei einer interessanten Novität von Dvo= raf: "Mein Heim" als durchweg leistungs= fähig. Weniger war dies bei den Begleitungen der Solisten der Fall.

Zwei einheimische Solistinnen waren für dieses Konzert gewonnen. Fräulein Helene Gobat spielte das C-moll Konzert von Saint-Saëns, und weitere zwei Stücke von Brahms mit sehr gediegener, fein ausge= glichener Technik, und vollendetem Geschmack. Fräulein Iohanna Dick bewies große Fortschritte in ihrer Wieder= der Beethovenschen Arie "Fidelio" und in drei Strauß-Liedern. An Stimmklang und Stimmtechnik er= schien mir vieles bedeutend vollendeter als früher, und auch die Auffassung zeugte von ernstem Streben. E. H—n.

Aus dem fünstlerischen Leben St. Gallens. Innert acht Tagen sind in St. Gallen zwei schlichte Denkmäler mit je einem rednerischen und gesanglichen Akt enthüllt worden: am 7. Oktober auf einer neuen aussichtsreichen Anlage auf dem Rosenberg, östlich der christatholischen Christuskirche, ein Brunnen mit Gesdächtnistafel für den st. gallischen Musiker und Komponisten Ferdinand

Suber (1791—1863), den liebenswürdi= gen ichöpferischen Pfleger heimeligen Bolks= gesanges, dem Dr. Karl Nef im st. galli= schen Neujahrsblatt für 1898 ein Lebens= bild gewidmet hat; am 14. Oftober auf dem städtischen Friedhof im Feldle ein Grabdenkmal für den Komponisten und Musikbirektor Bernhard Bogler (1821-1902), der um die Musikpflege in St. Gallen sich wesentliche Verdienste er-Er war während zwölf worben hat. Jahren der Dirigent des Sängervereins "Frohsinn", mährend siebzehn der des ehrwürdig-alten, seither leider eingegangenen "Antliti"; auf ihn geht die Institution der Oratorienaufführungen an den Palmsonntagen in der St. Laurenzen= firche zurück. — Die neue Spielzeit im Stadttheater (Direktion: Franz Gotticheid) ist am 12. Oktober begonnen worden, etwas verspätet, weil erst auf diesen Tag das Gebäude bereit war. Unser Musen= tempel hat durch Anbauten rechts und links erwünschte Berbesserungen erfahren. die der Feuersicherheit wie der Annehmlich= teit zu statten kommen. — Am 25. Sep= tember hat sich eine Settion St. Gallen der Schweizerischen Berbindung für Beimatschut gebildet. - Aus dem musikalischen Leben der Stadt verzeichnen wir zunächst als Ereignisse der letzten Zeit ein Konzert der Sängerin Madame Charles Cahier, einen Solisten= und Kammermusik-Abend des Steindel=Quartettes aus Stuttgart, ein Konzert von José Berr (Klavier) und Karl Wyrott (Bioline). Konzertvere in kündet für die Winter= saison dreizehn Konzerte an: die üblichen sieben Symphonie-Ronzerte, drei Kammermusikabende, zwei Solistenextrakonzerte, ein Konzert zugunsten des Unterstützungs= fonds der Kapelle. Als Solisten sind vorgesehen: der Sänger Ludwig heß, der Cellist David Popper, der Geiger Henri Marteau, der junge Züricher Pianist Ernst Lochbrunner, die Neuenburger Sopranistin Quartier la Tente, der Pianist Wilhelm Bachaus, die Wagner-Sängerin Felicia Kaschowska, die Brüsseler Sopranistin

Marie Buisson, die Geigerin Stefi Gener. Auch die Pariser Société des instruments anciens ist für ein Konzert gewonnen. F.

Mus dem fünftlerischen Leben Lugerns. Während des Sommers hat die Kunst feine Stätte bei uns, soferne sie sich nicht damit begnügt, ausschließlich ein Faktor zur bloßen Unterhaltung des gelangweil= ten Publikums zu sein. Im Winter ist das anders. Da erwacht im nämlichen Luzerner, der im Sommer "nur fürs Geschäft" zu haben ist, die alte Liebe zu Musik und Theater, und wenn er die richtigen Vertreter dieser Künste an der Sand hat, dann darf man auch in Luzern auf echte, lautere Kunst sich freuen, auf die Kunft, die das Schöne und Große in die Welt legt und die frasse Wirklich= feit im Lichte der Verklärung zu zeigen vermag. Den Anfang des fünstlerischen Lebens in Luzern macht jeweils das Stadttheater. Am 30. September hat es seine Tore geöffnet und nach zwei fünst= lerisch wertlosen Stüden ("Der Weg zur Hölle" und "Lady Winder= meres Fächer") am Sonntag den 7. Oktober eine entzückende Aufführung von "Figaros Hochzeit" gebracht. Als man die Oper auf dem Spielplan sah, schlich sich etwas wie Sorge bei uns ein. Es ist erst die zweite Saison, in der an unserem Stadttheater die Oper gepflegt wird. Sodann war uns auch ein Teil des diesjährigen Opernensembles unbekannt und das Orchester hatte mäh= rend des Sommers nicht Gelegenheit, in dem fünstlerischen Takt zu bleiben, wie ihn eben gerade Mozart im "Figaro" verlangt. Unsere Bedenken waren aber schon nach dem ersten Afte gehoben. Neubed, unser erster Kapellmeister, hatte die Oper pünkt= lich einstudiert und war dann auch mit einer äußerst gelungenen Aufführung, die Direktor Eichler hinter den Kulissen flott geleitet und geschmackvoll ausgestattet hatte, durchgedrungen. "Alessandro Stradella" folgte acht Tage barauf und war nicht minder gelungen, wenn= gleich sich hier ber Mangel an gutem Chorpersonal etwas geltend machte.

Am Anfang der Wintersaison konzen= triert sich das künstlerische Leben fast aus= schließlich auf Theater und Musik. Beter Kaßbänder, unser städtischer Musikdirektor, hat schon seit einigen Jahren die Sym= phoniekonzerte für den Winter eingeführt und sie auch dieses Jahr am Montag den 15. Oktober mit einer Kammer= musit im Monopolsaale begonnen. Hiezu fand sich noch der Violinkunstler Pollak aus Genf ein. Mit Fagbander am Piano wurde die Mozartsche "A-dur-Sonate", die Suite in D-moll (op. 44.) von E. Schütt und die Beethovensche Areugersonate zur Aufführung gebracht. Es war ein erheben= der Anfang der diesjährigen Konzertsaison.

Auch die Theorie der Kunst hat schon ihren Einzug in Luzern gehalten. Die "Gleichgesinnten" haben öffentlichen Vortrag von Professor Engel aus Berlin über "Das deutsche Drama der Gegenwart" halten laffen. Engel hat mitunter recht sonderbare Ansichten über das Wesen des modernen Dramas, er versteht es auch gut, darüber zu ichweigen, worüber man Aufklärung haben möchte, und seine Theorien zeichnen sich häufig auch dadurch aus, daß es unwider= legbare Utopien sind. Seine Rede war nicht schlecht, aber jeder Sachverständige möchte dem Professor Engel sagen : "Grau, teurer Freund, ist alle Theorie!"

Das ist vorläufig alles, was man über das fünstlerische Leben in Luzern berichten kann. G. L.

Lesemappen. Das ländliche und das bürgerlich-städtische populäre Lesewesen ergänzt das Verhältnis des Volkes zu den Zeitungen vor allem und zumeist ausschließlich durch die Zuleitung von Mappen mit illustrierten Zeitschriften. Die Familie beguckt sich die Vilder, die Frauen kommen vielleicht auch noch dazu, die Romane und Novellen zu lesen, die ihnen da in Brocken aufgetischt werden, dann wandert die Ware rasch weiter. Im ganzen bedeutet diese allbesiebte Einsrichtung mehr Zerstreuung als Sammlung, mehr eine Schule der Flüchtigkeit als des Geistigen, mehr eine Weglenkung vom

ersprießlichen Lesen, vom Buch, als eine Hinlenkung zu ihm. Dabei brauchte es nun aber nicht zu bleiben und dringend zu munschen mare, daß die Leiter dieser Lesestoff=Verteilungen etwas täten, die Einrichtung zu verbessern, ihr einige ent= schiedenere geistige Werte zuzuführen. Es fönnte dadurch geschehen, daß neben der Jagd der kurzfristigen Helgen-Mappen der Umgang einer ernsthaften Mappe mit Büchern und natürlich längerer Lesezeit erfolgen würde, oder daß wenigstens den Zeitschriften in sich abgeschlossene Broschüren beigelegt würden. Am Ende könnte man auch etwa ein Buch in Bogen zerlegen und derart umgehen lassen. Da und dort würde selbst mit solchen Notbehelfen das Eine, Wesentliche erreicht: die Leute wissen zu lassen, daß es noch ein Besseres gibt, als illustrierte Familienzeitungen. das Buch. Schon die Hindeutung wird nicht fruchtlos sein. F.

Seimatschut. Die so erfreuliche Bewegung für Heimatschutz gewinnt überall
an Ausdehnung. So hat sich am 15. Oktober
unter Borsitz des Kunstmalers August
Schmid nun auch die Sektion Schaffhausen der Schweiz. Vereinigung
für Heimatschutz konstituiert. In den
leitenden Vorstand wurden gewählt die
Herren August Schmid (Obmann); Rich.
Amsler, Kunstmaler; Dir. Geiser; Philipp
Hoefli, Kunstmaler; Dr. med. Joos;
Prof. Dr. Henking; Redaktor K.H. Maurer;
Pfarrer Müller; Hans Sturzenegger, Kunstmaler; Dr. Schwarz und Architekt Werner.

Die jüngste Sektion zählt bereits 60 Mitglieder.

Berichtigung: In der letten Nummer der B. R. stand in der Notiz über das Basler-Musikleben die Bemerkung, Beethovens neunte Symphonie sei in neuerer Zeit in der Schweiz nicht zur Aufführung gelangt. Diese Bemerkung beruht auf einem Irrtum, da die Neunte in den letten Iahren in der Schweiz zu verschiedenen Malen aufgeführt wurde.